



Henriette
Piper

Der letzte Pfarrer von Königsberg

Hugo Linck zwischen Ostpreußen und Hamburg

be.bra verlag

Der letzte Pfarrer von Königsberg

Henriette Piper

Der letzte Pfarrer von Königsberg

Hugo Linck zwischen Ostpreußen und Hamburg

Mit einem Nachwort von Christopher Spatz

be.bra verlag

Die Drucklegung dieses Buches wurde finanziell gefördert von

Stiftung Königsberg
Gemeinschaft evangelischer Ostpreußen
Freundeskreis der Königsberger Diakonie
Förderverein St. Johannis-Harvestehude
Nordkirche

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheber-
rechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikrover-
filmungen, Verfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung auf
DVDs, CD-ROMs, CDs, Videos, in weiteren elektronischen Systemen
sowie für Internet-Plattformen.

© be.bra verlag GmbH
Berlin-Brandenburg, 2019
KulturBrauerei Haus 2
Schönhauser Allee 37, 10435 Berlin
post@bebraverlag.de
Umschlag und Satz: typegerecht, Berlin
Schrift: Dante MT 10,5 / 13,7pt
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-89809-171-8

www.bebraverlag.de

Inhalt

Vorwort 7

Prolog

Der letzte Zeuge des Abtransports 11

Der Weg ins Pfarrhaus

Ostpreußen: Hugo und die Lincks 15

Schleswig-Holstein: Maria und die Schröders 20

Rüstzeit 1914–1918 26

Puppen 1919–1922 45

Wehlau 1922–1930 56

Königsberg 1930–1933 62

Bekennniszeit

Kirchenkampfbahre I: 1933–1935 69

Kirchenkampfbahre II: 1936–1939 92

Kriegsjahre 1939–1945 122

Die Kaliningrader Jahre

Lager Rothenstein 169

Liep 173

Die evangelische Kirche unter sowjetischer Besatzung 182

Ausreise oder Abtransport? 206

Im Ungewissen

Pasewalk 233

Quarantänelager Meiningen 236

Das zweite Leben

Erste Schritte 243

Pastor an St. Johannis Harvestehude 1948–1959 250

Entfremdungen 262

Seelsorger der zerstreuten Gemeinde 268

Heimkehrer 273

Gemeindeleben 278

Hugo Lincks letzter Kampf 287

Was bleibt? 309

Epilog

»Was ist denn überhaupt Glaube?« 315

Nachwort 319

Anhang

Editorische Notiz 327

Danksagung 328

Verwendete und weiterführende Literatur 330

Archivquellen 332

Abbildungsnachweis 333

Abkürzungsverzeichnis 334

Personenregister 335

Die Autoren 351

Vorwort

Hugo Linck (1890–1976), der letzte Pfarrer von Königsberg, ist vielen Ostpreußen und Osteuropahistorikern ein Begriff. Im Januar 1945 entschied er sich gegen die Flucht und blieb als Seelsorger bei seiner von der Roten Armee eingeschlossenen Gemeinde. An der Seite seiner Frau überlebte er die schweren Kaliningrader Jahre und gehörte zu den rund 24 000 der ehemals 126 000 Königsbergern, die nach dem 9. April 1945 nicht verhungerten, nicht dem Seuchentod erlagen, nicht Selbstmord begingen, nicht verschleppt und umgebracht wurden. Hugo und Maria Linck überlebten – wie durch ein Wunder.

Nach ihrem Abtransport im März 1948 begannen die Lincks ein zweites Leben in Hamburg. Noch zehn Jahre lang konnte Hugo Linck, nun als Pastor an der St. Johanniskirche Harvestehude, wieder Seelsorger sein. Hamburg wurde ihm eine neue Heimat. Hier konnten er und seine Frau alte und neue Weggefährten um sich sammeln und mit ihnen und in der Großfamilie Geborgenheit erleben. Enkelkinder kamen zur Welt, sieben insgesamt, ich war das zweite. Dass meine Großeltern meine Kindheit begleiteten, war ein prägendes Glück.

Kinder reflektieren das Gehörte und Erlebte nicht. Aber ich sehe sie noch vor mir: der Großvater kraftvoll gebaut, immer gepflegt und gut gekleidet in maßgeschneiderten Anzügen; die Großmutter schlank und etliche Zentimeter länger als ihr nicht sehr großer Mann. Ich höre sie erzählen. Er besonnen und in seiner ostpreußischen Melodie, mit geroltem R und feinem Humor – Erbarrmmung, Erbarrmmung!« Sie, gebürtige Holsteinerin, s-tolpert über den s-spitzen S-tein und fällt ihm ins Wort, weil die Themen so wichtig sind und beide zu erzählen haben. Das Paar geht liebevoll und entspannt miteinander um und ist von heiterer Gelassenheit. Der Großvater sieht seine Frau gerne zärtlich an.

Wir Enkel wissen, dass die Großeltern vor ihrem Hamburger Leben eines in Ostpreußen hatten und dass es Ostpreußen und Königsberg nicht mehr gibt. Auch die beiden ältesten Söhne nicht. Klagen, Jammern, Bitterkeit über den Verlust haben wir von ihnen nie gehört.

Man hat gelitten, man wurde geprüft, man kann es sachlich beschreiben, spricht aber nicht weiter davon, man tritt nicht hervor damit; wer überlebt, tut sein Tagewerk weiter, im Inneren verwundet, aber doch dankbar. So fasst der Herausgeber der Neuauflage von Hugo Lincks Büchern, der Slawist Professor Hans Rothe, die Haltung der gläubigen Ostpreußen der Generation Linck zusammen. Hans Rothe hat die Bücher, die es nur noch antiquarisch zu Liebhaberpreisen gab, im Jahr 2011 wieder der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. In *Königsberg 1945–1948* berichtet Hugo Linck von der Kaliningrader Hölle, der er gerade entkommen war. Das Buch *Im Feuer geprüft*, 1973 im hohen Alter fertiggestellt, hält die Namen, Leistungen und Schicksale der Mitarbeiter der evangelischen Rumpfkirche in Kaliningrad fest, deren gewählter Leiter Hugo Linck war.

Der Kampf für das Überleben der Kirche unter kommunistischer Herrschaft war bereits sein zweiter Kirchenkampf. Während der NS-Zeit schloss sich Hugo Linck der Bekennenden Kirche an. Seine Gemeinde, der »Löbenicht«, war die erste in Königsberg, die sich zu dieser Widerstandskirche bekannte, er selbst war später Mitglied des »ostpreußischen Bruderrates«. Auch über den *Kirchenkampf in Ostpreußen 1933–1945* hat Hugo Linck geschrieben – und geriet dabei unversehens in einen dritten Kirchenkampf, in dem er sich noch als über 70-jähriger mutig positionierte.

Die Dimensionen seines Lebens, die sich in den Büchern andeuten, sind unfassbar groß. Wie hält ein Mensch das alles aus? Woher kommt die Kraft zum Kämpfen? Die Kraft zum Ertragen? Woher die Kraft, wenn man selbst fast verhungert, anderen zu helfen und ihr Seelsorger zu sein? War er niemals schwach?

Hugo Linck gibt in seinen Büchern darauf keine Antwort. Das eigene Schicksal war ihm nur als *pars pro toto* erzählenswert, die persönliche Befindlichkeit nicht von Belang.

Als Hugo und Maria Linck schon lange tot und auch ihre letzten beiden Kinder gestorben waren, fand sich im Nachlass ein Postkarton.



Originale Briefe aus Königsberg stand dort in der Handschrift der Tochter Linck, meiner Mutter. Als ich den Karton aufmachte, lag zuoberst ein weißer Briefumschlag, auf dem in der Handschrift von Maria Linck vermerkt ist: *Kostbare Dokumente!! Post aus Königsberg Liep von Hugo + Maria Linck an Inge + Roland in Plön*. Darunter eine Sammlung von Briefumschlägen in deutschen und russischen Lettern – und Bündel von Briefen: die Korrespondenz der Lincks mit ostpreußischen Weggefährten und der Verwandtschaft in Holstein. Es sind Hunderte von Briefen aus acht Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, mit einer besonderen Fülle in den Vierziger- und Fünfzigerjahren. Sorgfältig wurden sie von den Adressaten gesammelt und den Absendern später zurückgegeben. Das Herzstück, die Briefe aus den Jahren 1944–1948, lag gleich obenauf.

Als ich zu lesen begann, konnte ich gar nicht mehr aufhören. Was bisher nicht erzählt worden war, trat mir hier in unmittelbarer Frische und Lebendigkeit entgegen. Alltag. Die Schönheit Ostpreußens. Die Geborgenheit in der Gemeinschaft. Schmerz. Das Glück in der Natur. Trauer. Die Briefschreiber sind wache, reflektierte Menschen mit Lust

am Erzählen. Hugo Linck ist an Beschreibung und Reflexion der Zeitumstände interessiert, seine Naturschilderungen sind schriftstellerische Perlen. Seine Frau schreibt sich lebendig von der Seele, was Herz und Gedanken bewegt.

Auch Erinnerungstexte finden sich, die Hugo Linck für ein nicht mehr realisiertes Buchprojekt gesammelt hat. Ganz offensichtlich wollte er noch einmal von seinem Leben erzählen.

Auf der Basis dieses Materials ist nun eine biographische Erzählung über den »letzten Pfarrer von Königsberg« möglich. Sie versucht ihn aus seiner Zeit heraus zu verstehen und umfasst auch seine noch wenig bekannten Hamburger Jahre. Auch als Pastor an der St. Johannisgemeinde Harvestehude ficht Hugo Linck Konflikte mit der Kirchenleitung aus und positioniert sich in kirchenpolitischen Fragen, weil er weiterhin auch Seelsorger seiner versprengten ostpreußischen Gemeinde sein will. Aber nur so gelingt es ihm und seiner Frau, noch einmal aufzubauen, was ihnen durch Krieg und Vertreibung genommen wurde. Das ist – nach dem Überleben – ein zweites Wunder. Nach der Strahlkraft solcher Wunder hat sich Hugo Linck in allen dunklen Zeiten ausgerichtet.

Ich widme dieses Buch allen Ostpreußen-Nachkommen, die sich für die Geschichte ihrer Vorfahren interessieren. Sie leisten damit einen Beitrag zur Heilung.

Henriette Piper

Oldenburg, im Sommer 2019

Prolog

Der letzte Zeuge des Abtransports

Als Hugo und Maria Linck im März 1948 aus Kaliningrad abtransportiert werden, sind sie 58 und 57 Jahre alt. In ihrem Waggon sitzt auch ein junger Mann, den die drei letzten Jahre Übergangslos zum Erwachsenen gemacht haben. Nach dem Hungertod von Mutter und Großeltern hatte er sich als »Wolfskind« allein durchgeschlagen. Jetzt treten die Lincks und Armin ihre Reise ins zweite Leben gemeinsam an. Armin Jedosch, 1930 in Königsberg geboren, war damals 18 und ist zum Zeitpunkt seines Berichts 88 Jahre alt. Nach der Ankunft im Westen fand er seinen Vater in Göttingen wieder, wurde dort KFZ-Meister und betrieb eine Werkstatt, in der meine Mutter Kundin war. Sie hatte den Ostpreußen an seinem Tonfall erkannt und ihn darauf angesprochen. So war mir der Name Armin Jedosch bereits ein Begriff. Im Dezember 2018 suchte ich ihn auf, weil ich wissen wollte, was er von seinem Abtransport erinnert und wie er meinen Großvater wahrgenommen hat. Armin Jedosch erzählt:

Ich war in Litauen, bei einem Bauern. Der war gut zu mir. Die waren alle gut zu mir, bis auf einen, der hat mich schikaniert, aber da bin ich nicht geblieben. Radwillischken, so hieß der Ort in der Nähe.

Wie der Ort, wo ich war, hieß, hab ich vergessen. Da bin ich hinterm Pflug mit dem Pferd, und hab gesät und geerntet, gepflügt, und die Tiere gefüttert, die Ställe saubergemacht. Ja, da war ich Herbst, Winter, Frühjahr. Litauisch konnte ich nur sehr wenig verstehen, sprechen auch nur sehr wenig. Ist aber eine schöne, saubere Sprache.

Und Februar 48 kam eine deutsche Frau, hat um Essen gebettelt. Fragt sie mich: Bist du Deutscher? Dann sieh zu, dass du nach Hause kommst. Die Russen registrieren alle, die werden ins Reich geschickt.

Der Bauer wollte mich gerne behalten, der hatte keine Kinder, der hat gesagt: Wir würden dich gerne an Sohnes statt annehmen, du musst nicht fort. Aber das musst du entscheiden.

Da hab ich entschieden. Ich hatte ja noch den Vater. Wenn der den Krieg überlebt hat ... und ich fühlte mich auch als Deutscher. Es war eine klare Entscheidung. Ich hab mich als Deutscher gefühlt und wollte wieder nach Deutschland. Da haben die mir den Rucksack mit Essen vollgepackt, und dann bin ich zurück nach Königsberg. Hab mich auf der Kommandantur registrieren lassen.

Der Tag der Ausreise, das war der 18. oder 19. März. Der Alfred war auch mit, Alfred Haupt, Freund von mir, den kannte ich schon aus Königsberg.

Aber wir hatten nichts mehr zu essen für die Fahrt. Aber in der Etage über uns, da war ein Müller, der arbeitete in der Mühle und hatte Mehl und die Frau konnte also Brot backen.

Am Tag vor der Ausreise, da kam der Müller zu uns und machte einen Vorschlag. Man durfte nur einen Koffer mitnehmen, er hatte aber drei. Und Alfred und ich, wir hatten keinen, wir hatten ja nichts, nur die Kleider am Leib. Da hat er gesagt: Wenn ihr mir zwei Koffer mitnehmt, dann kriegt ihr zwei Brote, das waren so Kastenbrote.

Der Müller und seine Frau, die sind auch mit demselben Transport mit, aber nicht in unserem Waggon.

Da ging es los am Hauptbahnhof. Da war ein ellenlanger Zug mit vielen Waggons. Vorher war Kontrolle vom Gepäck. Man durfte ja keine Papiere mitnehmen und keine Fotos, vor allem keine Fotos von deutschen Soldaten in Uniform. Aber ich hatte ja das Foto von meinem Vater und noch andere Fotos. Und da hab ich auf meinen Rucksack einen großen Flicker genäht und die Bilder darunter geschoben.

Und dann sind wir in den Zug gestiegen. Da war Ihr Großvater mit im Waggon. Ich hatte immer nur von ihm gehört. Das erste Mal in Gilge, da lag er schwer krank, da hab ich von ihm gehört. Ihr Großvater hat ja in Königsberg in Kirchen, die nicht kaputt waren, Andachten gehalten und Taufen gehalten, dadurch ist er bekannt.

Gesehen haben wir uns wohl schon beim Einsteigen, aber nicht wahrgenommen. Da waren ja so viele Menschen, vierzig waren wir. Und es war ja dunkel, es gab kein Licht. Ich habe Ihren Großvater nur gehört.

Angehalten wurde manchmal. Man musste ja auch mal ... na ja, aufs Klo. Was meinen Sie, was das für ein Laufen war, als man anhielt, wir da aber alle

raus. Die Polen waren da mit Gewehren, die passten auf, dass keiner weglief. Ja, und dann hat man von dem Brot, wir hatten ja zwei Laibe Brot dabei, da hat man jeden Tag zwei, drei Scheiben gegessen. Nur mit dem Trinken gab es da Probleme.

Da hörte man viel Weinen, und gestorben sind auch noch einige, besonders ältere Leute, beim Halt des Zuges wurden die dann rausgelegt. Es wurde mehr geschwiegen als geredet, alle waren froh, dass sie von den Russen wegkamen. Im Waggon, da gab's nicht viel zu reden.

Und da sagte plötzlich eine Stimme, das war Ihr Großvater: »Heute ist Sonntag, ich bin Pfarrer Linck und ich möchte eine Andacht halten für euch.« Das war eine sehr bewegende Andacht. Es waren ja auch alle näher beim lieben Gott, damals. Ich glaube, wir haben auch ein Lied gesungen ... und er hat sicherlich was über die Situation gesagt. Da bin ich hinterher zu ihm. Da sind wir uns zum ersten Mal von Angesicht zu Angesicht begegnet.

Wir sind dann bis nach Meiningen zusammen gefahren, ins Quarantänelager, aber da trennten sich unsere Wege.

Im Juni 1949, da war dann ein Königsberger Treffen in Hamburg in Planten un Blumen. Da bin ich mit dem Fahrrad von Göttingen aus hingefahren. Und wen treff ich da? Pfarrer Linck. Das gab ein großes Hallo!

Das war das dritte Treffen. Erst das in Gilge, wo ich nur von ihm gehört habe. Dann im Waggon. Und dann in Planten un Blumen.

(Interview mit Armin Jedosch in Göttingen am 6. Dezember 2018)

Der Weg ins Pfarrhaus

Ostpreußen: Hugo und die Lincks

Mein Großvater Hugo Linck wurde am 20. März 1890 in Königsberg/Preußen geboren. Über seine Kindheit und Jugend wissen wir nicht viel, aber doch das vielleicht Wichtigste: Hugo und seine Schwestern waren Scheidungskinder.

Als Hugo Linck sich im Juli 1914 mit Maria Schröder verlobte und seinem Vater in Königsberg die Braut heimlich vorstellte, kam es zu einem großen Eklat, erinnert das Familiengedächtnis. Die Episode sagt viel aus: eine tödlich beleidigte Mutter; ein Vater, der vom Familienleben ausgeschlossen ist; ein Sohn, der den Vater heimlich treffen und dafür die Mutter hintergehen muss. Das ist das Minenfeld, in dem Hugo Linck aufwächst.

Obwohl die Scheidung juristisch nicht vollzogen wurde und man »nur« getrennt lebte, war das Scheitern der Ehe ein Makel, der schamhaft beschwiegen werden musste, jahrzehntelang. Darum ist so gut wie nichts aus Hugos Kindheit und Jugend überliefert. Aber von einer wohligen Erinnerung hat er seinen Kindern doch erzählt: Als sechsjähriger Knirps darf er beim Bau der neuen Häuser helfen, die der Vater Richard Linck als Bauherr errichtet. Mit Schaufel, Schubkarre und einer Arbeitsschürze ausgestattet, darf er Sand verschieben und bekommt sogar ein paar Pfennige Lohn. Hugo ist stolz darauf, dass der Vater ihn ernst nimmt, hört man aus seiner Erzählung heraus. Die Familie Linck hat auch einen Kutscher und Pferde, so erfährt man aus einem Brief des 80-Jährigen. Der kleine Hugo reitet den dicken Hans zur Schmiede, Kutscher Bendorf die Liese. Fasziniert sieht Hugo dann dem Schmied zu, wie der die Pferde beschlägt.

Hugos älteste Schwester erzählte später auch von einem frühen Drama im Leben des Acht- oder Neunjährigen. Die Mutter verwahrte im Flurschrank Stoffballen, die von einem fahrenden Händler gekauft und im Frühjahr und Herbst, wenn die Schneiderin ins Haus kam, vernäht wurden. Aus dem Tuch, das Käthe Linck in ihrem dunklen Flur als »dunkelblau« etikettiert hatte, entsteht nun ein Anzug für Hugo. Der ist bei Licht besehen eindeutig lila. Für Hugo ist Lila aber die Farbe der Kirche. Das Kreuz in der weißen Kirchenfahne ist lila, Altartuch und Stola des Pfarrers in der Advents- und Passionszeit sind lila. Hugo wehrt sich gegen den lila Anzug mit dem ganzen Repertoire, das eine aufgewühlte Kinderseele zur Verfügung hat, bis hin zur Flucht auf den Baum. Da reißt er sich nun auch noch eine Triangel in den lila Hosenboden! Am Ende bleibt ihm dann doch nichts übrig, als wieder hinunterzuklettern, die Prügel vom Vater entgegenzunehmen und den geflickten Anzug zu tragen. Zeit seines Lebens wird Hugo Linck eine abgrundtiefe Abneigung gegen die Farbe Lila im Alltag haben. Sie gehört für ihn allein der Kirche.

Im Jahr 1900 geht die Familie zum Fotografen. Im Fotoatelier Heydecker gruppieren sich die gut betuchten Eheleute Linck mit ihren Kindern im typischen Arrangement der Kaiserzeit: Der Vater, stehend, überragt als »Oberhaupt« die Familie. Die Mutter reiht sich in die Linie der Kinder ein. Es ist auffallend viel Platz zwischen den Personen und es fehlt ja auch einer: der kleine Bruder Richard, der irgendwann nach Hugo und vor seiner jüngsten Schwester Kathi geboren wurde und starb. Wann Tod und Trauer in das Familienleben einzogen, wissen wir nicht. Wie damals üblich, wurde auch die Trauer beschwiegen.

1902 fährt die Familie noch einmal in Urlaub auf die Kurische Nehrung. Irgendwann danach trennen sich die Eltern. Richard Linck war »ein fürchterlicher Patriarch, der keine Widerworte duldete«, weiß das Familiengedächtnis. Widerworte aber gab seine Frau gerne und reichlich, weiß das Familiengedächtnis ebenfalls. Katharina Linck, geborene Jamrowski, auch Käthe genannt, hatte schon elfjährig ihren Vater verloren und früh gelernt, auf eigenen Füßen zu stehen. Sie hatte zudem eine Ausbildung zur »Zahnkünstlerin« gemacht und in dem gelernten Beruf – heute würde man sagen: Dentistin – einige Jahre gearbeitet. Das Gehorchen fiel ihr offenbar schwer. Es ist aber auch gut möglich,



Aus Hugo Lincks Kindheit gibt es nur wenige bewahrte Fotos. Dies ist das einzige Bild, das die Familie vereint zeigt.

dass Richard Linck die Frömmigkeit seiner Frau auf die Nerven ging. Käthe Linck kam aus einer Familie, die viele Pfarrer hervorgebracht hatte. Maria, ihre spätere Schwiegertochter, fand Schwiegermutter Käthe *frömmelnd und bigott*.

Richard Linck hatte es bereits vom Ofensetzer zum Teilhaber einer Ofenfabrik gebracht, als er im Alter von 39 Jahren das Experiment Familiengründung wagte. Die Fabrik brennt noch vor Hugos Geburt ab, die Eigentümer verkaufen das Areal an die Stadt Königsberg. Richard Linck investiert sein Geld als Bauherr in die Hohenzollernstraße, die bis 1896 neu entsteht. Er selbst behält dort vier Häuser mit eleganten Mietwohnungen und besitzt mit den Häusern in der Lavendelstraße nun acht Mietshäuser. Sein mobiles Vermögen legt er in Aktien an und wird somit »Couponchen-Schneider«. So nannten die Ostpreußen damals ihre Rentiers. Der Lebensstil der Lincks ist bürgerlich-bescheiden. Man lebt von den Erträgen und greift das Kapital nicht an. Das schmilzt dann im Ersten Weltkrieg dahin. Richard Linck hat großzügig Kriegsanleihen gezeichnet.

Der Vater lebt nach dem Auszug aus der ehelichen Wohnung, von einer Haushälterin versorgt, in einer Mietwohnung auf dem Mitteltragheim – weit genug entfernt. Harmonischer wird das Familienleben trotzdem nicht. Noch als sehr alter Mann, im April 1971, erinnert sich Hugo Linck in einem Brief an seine Tochter an die Grundstimmung in der Familie, etwa bei den Geburtstagen von »Muttchen«: *Da war Ostern in der Nähe, da war die Versetzung überstanden – Gott sei Dank, ging das immer noch so ganz leidlich. Dann standen blühende Azaleen auf den drei Fensterbrettern und Goldlack in schöner vornehm zurückhaltender Pracht. Es gab einen guten Dreiklang: Ferien, Frühling, Geburtstag. Eine Eintrübung gab es auch. Immer.*

In dem Familiensystem mit den stets schwelenden und stets aufbrechenden Konflikten der Eltern, später auch zwischen den Schwestern Mia und Kathi, wächst Hugo die Rolle des Vermittlers zu.

Nachdem Vater Richard Linck aus dem Gesichtsfeld der Kinder verschwunden ist, wird das Silberbacher Pfarrhaus von Onkel Hermann Jamrowski für Hugo zweite Heimat. Der Austausch zwischen den Lincks und diesem Familienzweig mit seinen neun Kindern ist eng. Seit etwa 1896 frischen die Silberbacher Cousins und Cousinen als Pensionäre das Lincksche Familienleben auf, weil sie das renommierte Friedrichskolleg oder das Lehrerinnen-Seminar in Königsberg besuchen. Gemeinsam verbringen die Kinder dann auch Ferienwochen bei den Jamrowskis im ostpreußischen Oberland, dem Hugo sich zeit lebens verbunden fühlen wird.

Punktuell nimmt Richard Linck seine Aufgabe als Erzieher noch wahr und versucht, Sohn Hugo in kaufmännisches Denken einzuführen, vielleicht sogar für diesen Beruf zu erwärmen: *Von meiner Sekundanerzeit an – also mit gerade vierzehn Jahren – wurde ich von meinem Vater in Dienst genommen: Ich hatte im Kontor Lavendelstraße 14 die Mieten zu kassieren und zu quittieren und das zog sich über die ersten drei Apriltage hin,* erinnert der 80-Jährige in seinem Brief an die Tochter.

Aber Hugos Mutter hat andere Pläne. Wie seine Cousins soll Hugo auf Ostpreußens Elitegymnasium Abitur machen. Das Collegium Friedericianum ist ein humanistisches Gymnasium im pietistischen Geist des August Hermann Francke. Sein wohl berühmtester Schüler war Kant, einer der Lehrer, die dort wirkten, Herder. Große Fußstapfen

Die Abiturienten Hugo und Mia Linck, März 1908. Mia verfolgt zielstrebig den damals noch ungewöhnlichen Berufswunsch »Studienrätin«. In der Bekenntniszeit leitet sie Bibelkreise für junge Mädchen.



für einen gerade mal Zehnjährigen, dessen Großvater noch Schmied war. Aber Hugo besteht die schwere Aufnahmeprüfung, und die Schule wird prägend für ihn. Auch daheim sind die Andachten, die Tischgebete und der regelmäßige Gottesdienstbesuch selbstverständlich. Für die Lincks ist eigentlich die Neurossgärter Kirche die zuständige Gemeinde. Aber Hugos Mutter bevorzugt die Schlosskirche, die Garnisonskirche, wie Hugo in seinem Erinnerungstext *Ordination 1918 in der Schlosskirche* berichtet:

Meine Mutter nahm mich oft in den Civilgottesdienst mit, wenn mir die von ihr gern gehörten Predigten des damaligen Generalsuperintendenten D. Braun zu lang wurden, betrachtete ich die Wappenschilder der Ritter vom »Orden vom Schwarzen Adler«, die in großer Zahl an den Kirchenwänden hingen mit den Namen der Ausgezeichneten darunter. – Zum Konfirmandenunterricht wurde ich bei dem Divisionspfarrer Goltz angemeldet, und nun besuchte ich mit meinem anderthalb Jahre älteren Vetter Gerhard Jamrowski die Gottesdienste der Militärgemeinde, die um 9 Uhr begannen und sich durch die vorgeschriebene Kürze der Predigt – höchstens zwanzig Minuten – empfahlen. Uns Jungen sprachen die geistvollen, lebendigen Predigten von Goltz besonders

an. Meine Einsegnung erfolgte auch in der Schlosskirche, an einem Wochentag im Juni 1905.

Am 23. März 1908, also mit gerade 18 Jahren, besteht Hugo am Friedrichskolleg die Abiturprüfung. Ein Foto zeigt den Abiturienten mit dem »Zerevis« – eine mit den Initialen des Abiturienten bestickte Kappe – und den »Alberten« am Revers, den Anstecknadeln der Gratulanten. Auf dem Foto neben ihm steht Schwester Mia, die zu diesem Zeitpunkt schon zwanzig Jahre alt ist. Wie ihre Cousinen hat sie das Lehrerinnen-Seminar besucht und nun das Examen bestanden, das dem Abitur gleichgestellt ist. Jetzt darf sie studieren. Mia will Studienrätin werden. Auf keinen Fall will sie ihre Zukunft auf einen Mann bauen.

Die Geschwister schreiben sich zum Wintersemester 1908/09 gemeinsam an der Königsberger Albertina ein. Hugo für das Fach Theologie. Er möchte Seelsorger werden. Das ist ihm in den Gesprächen mit seinem Ersatzvater Hermann Jamrowski klar geworden. Wie der Onkel will er eine Gemeinde führen, einem Pfarrhaus vorstehen, ein Familienleben prägen. Das geht aber nicht ohne die passende Frau an der Seite.

Nach einem flotten Studium geht Hugo auf Brautsuche. Ein guter Freund aus dem Friedrichskolleg hatte inzwischen Freundschaft mit einem Pastorensohn aus Neumünster geschlossen. Heinz hat zwei Schwestern im heiratsfähigen Alter, weiß Hugos Freund. Er weiß auch: Die Eltern Schröder freuen sich über Besuch von geeigneten Kandidaten.

So kommt Hugo am Ende des Jahres 1913 in das Pfarrhaus von Pastor Friedrich Schröder in Neumünster. Er ist 23 und im letzten Jahr seiner Vikarsausbildung in Wittenberg angekommen.

Schleswig-Holstein: Maria und die Schröders

Aus Marias Jugendzeit hat sich ein vergilbtes Fotoalbum voller Schnappschüsse erhalten, die das Leben im Pfarrhaus Schröder atmosphärisch festhalten. So ist es leicht, sich die erste Begegnung zwischen Hugo und Maria vorzustellen.

Als Hugo in Begleitung seines Freundes das Pastorat in Neumünster betritt, trägt Maria ihr weißes Batistkleid. Ihre auffallend langen 175 Zentimeter toppt sie mit einer ausladenden Nestfrisur, die noch ein paar Zentimeter dazugeben. Die 22-Jährige, die sich selbstironisch »Blümchen« nennt, weiß, dass sie schon als spätes Mädchen gilt. Aber sie hält sich kerzengerade und macht sich keinen Millimeter kleiner, nur um dem Gast auf Brautschau zu gefallen.

Hugo ist mit seinen 172 Zentimetern kleiner als Maria und sieht sehr gut aus. Er trägt wie immer maßgeschneiderte Kleidung. Der Familienstand gibt das her und die zeittypische Fassung gibt ihm Halt. Der sehr gerade Mund mit den schmalen Lippen verleiht ihm etwas Strenges, Verschlussenes. Tatsächlich ist Hugo immer zuerst aufmerksamer Zuhörer, wobei der eine Daumennagel knispelnd Kontakt zum anderen sucht. Unter Freunden kann er sich öffnen und dann wunderbar erzählen und seinen speziellen Humor entwickeln. Das wird Marias Bruder Heinz, der Hugo bereits kennt, vermutlich vorbereitend gesagt haben. Denn der erste Eindruck ist: streng! Aber es reicht dieser Moment der Begegnung. Von dem Ja! auf den ersten Blick weiß das Familiengedächtnis noch hundert Jahre später zu erzählen.

24 Stunden später sitzt Hugo schon wieder im Zug nach Wittenberg. Korrekt wie er ist, bittet er Marias Vater schriftlich um Erlaubnis, mit seiner ältesten Tochter in Korrespondenz treten zu dürfen. Über diesen förmlichen Umweg empört sich Maria noch als alte Frau. Bestimmt hat sie ungeduldig auf Post von Hugo gewartet.

Zu Hugos schnellem Ja zu »Mimi«, wie sie daheim genannt wird, hat ganz sicher auch die Atmosphäre im Haus Schröder beigetragen. Hier muss man nicht auf der Hut sein. Die Eltern Schröder nehmen sich gegenseitig mit Humor. Sie haben ihre Kinder mit liebevoller Hand an langer Leine erzogen und es geschafft, ihr Vertrauen zu behalten. Maria hatte eine paradiesische Kindheit. Das ist ihre Erinnerung ein Leben lang.

Neumünster ist Marias zweites Zuhause. Ihr erstes Elternhaus stand »im Koog«. Das ist das dem Wattenmeer abgetrotzte Land nördlich von Brunsbüttel in Dithmarschen. Kirche und Pastorat, in dem Maria 1891 zur Welt kommt, stehen einsam inmitten der flachen Marsch, auf der am besten Kohl gedeiht, noch heute. Im Winter pfeift der Sturm um



Die Schröders mit Maria (r.) und Martha (l.) 1915 im Garten des Pastorats in Neumünster. Die leidenschaftlichste Zeitungsläserin der Familie ist Christel Schröder, nicht das Familienoberhaupt.

die Ecke und der Regen peitscht gegen die Scheiben. Das ist kein Ort für Menschen, die zimperlich sind.

Marias Eltern sind Dithmarscher. Vater Friedrich Schröder stammt von einem Bauernhof in Epenwörden, Mutter Christel kommt aus Meldorf. Ihre Eltern betreiben dort den Gasthof »Holländerei«. Hier steigen die Kaufleute von Holland bis Dänemark ab, die entlang der wichtigen Westküstenroute ihre Geschäfte machen. In der »Holländerei« wird in vielen Sprachen gesprochen, auch über Politik, denn sie beeinflusst den Handel. Marias Mutter ist neugierig und am Weltgeschehen interessiert. Sie prägt die Atmosphäre im Pfarrhaus Schröder.

Da ist man zwar auch fromm. Aber es wird auch Musik am Klavier gemacht und Tochter Martha singt. Bücher und Zeitungen gehören zum Alltag, ebenso der gesellige Umgang mit der Dithmarscher Verwandtschaft. Das sind viele aus allen Generationen, die sich unkompliziert mischen, und, wie die Schnappschüsse zeigen, gemeinsam Spaß am Leben haben.

Aber der Koog ist eine kleine Welt. Die Schröders wünschen sich für ihre Kinder mehr Entwicklungs- und Aufstiegsmöglichkeiten. Sohn Heinz darf auf dem prestigereichsten Internat der Kaiserzeit Abitur machen, in Schulpforta bei Naumburg an der Saale. Auch Mimi soll nach dem Abschluss der Mädchenschule ihren Horizont erweitern und wird auf das »Zimmersche Töchterheim« in Gotha geschickt. Das ist eine evangelische, in seiner pädagogischen Konzeption sehr fortschrittliche Anstalt, die die »höheren Töchter« auf ein Leben an der Seite eines gut situierten Mannes mit »großem Haus« vorbereiten soll. Sport, Sprachen, Kultur, Kochen und Kindererziehung stehen auf dem Stundenplan. Die Schule ist teuer. Mehr als sechzig Prozent des Familieneinkommens gehen im Jahr 1907 für die Ausbildung der beiden Ältesten drauf.

Bisher reichte Mimis Welt von Dithmarschen bis Flensburg. Ihre neuen Freundinnen, »die Heimchen« aus dem Zimmerschen Töchterheim, kommen aus allen Teilen Deutschlands, eine sogar aus Schweden. Es sind zumeist Töchter reicher Unternehmer. Der Vater von Mimis Freundin Margot ist »Herr Direktor« einer Chemnitzer Maschinenfabrik, der Vater von Freundin Else Schlichte stellt den »Steinhäger« her und liefert bis nach Japan.

Nach einem intensiven Jahr in Gotha kommt Mimi als höhere Tochter zurück in den Koog. Ihre wichtigste Aufgabe ist es nun, einen Mann für sich zu gewinnen und zu heiraten. Das Männerangebot im Koog besteht aber überwiegend aus Bauern. Die Eltern Schröder laden Mimi »Heimchenschwestern« ein. Die Freundinnen kommen zu Besuch und bringen ihre Brüder mit. Mimi geht auch auf die Stiftungsfeste von Bruder Heinz und den Cousins. Aber mehr ergibt sich daraus nicht.

1911, nach drei Jahren im Wartestand, ist Mimi unausgeglichen und ungenießbar. Sie muss raus! Die klugen Eltern erlauben die teure Reise nach Chemnitz zur Verlobung von Heimchenschwester Margot. Eine Rundreise zu anderen Heimchen schließt sich an. Mimi genießt das Zusammensein mit den Freundinnen und die Ausflüge in die Natur. Aber stets wird sie an den Zweck der teuren Reise erinnert. Am 6. November 1911 schreibt sie ihrer Mutter: *Die Leute denken alle, sie müßten meinetwegen kleine Gesellschaften veranstalten, wo »Blümchen« garnicht will. Ich streifte viel lieber die Gegend ab!*

Wenige Tage später, nach einem Abend in Bielefeld, der mit einer fantastischen Hamlet-Aufführung beginnt, dann aber mit einem Zechgelage im Ratskeller endet, bricht es aus Mimi heraus. Sie schreibt an die Eltern:

Ich kann Euch nicht sagen, wie mich die vom Wein gedunsenen Gesichter, die begehrenden Augen der Männer und der Frauen, die zu ihrem Vergnügen da sind u. sich für sie schmücken, anwiderten! Aber wer versteht das? Ich mußte mich setzen, ich mußte trinken, man wollte mich zwingen, viel zu trinken, man verlachte meine Begeisterung, die ich durch Schweigen bekundete – aber ich blieb, wo ich war. Dann die Heimfahrt mit einem bezechten Mann in einer Chaise. Ich sollte lachen, ich sollte mitmachen, aber ich bin wohl zu dumm – ich kann das nicht. Diese satten Genußmenschen hasse ich nun mal!

Gemessen an den Erwartungen, ist die Reise ein Reinfall. Aber Marias Vater, dem dreißig Jahre lang der Koog genug war, bewirbt sich nun der Töchter zuliebe als erster Pastor an die Vicelinkirche in Neumünster. Neumünster hat 5 000 Einwohner, ein Warenhaus, Theater, Fabriken. Und eine Garnison voller junger Offiziere.

Im Frühjahr 1913 hält Maria ihr Leben im Wartestand nicht mehr aus. Sie beschafft sich durch das Netzwerk der Heimchen eine Stelle in Italien, Livorno. Furchtlos reist sie ganz allein in ein fremdes Land, dessen Sprache, Menschen und Lebensgewohnheiten sie nicht kennt. In der zwanzig Zimmer umfassenden Casa des begüterten Orientalisten Dr. Carlo Bernheimer, von dem das Familiengedächtnis nur die Wörter »reich« und »Konsul« behalten hat, betreut Mimi den zweijährigen Sohn, kocht und lernt in ihrer Freizeit Italienisch. Zum ersten Mal in ihrem Leben hat sie nun auch ein eigenes kleines Einkommen.

Der Gedanke, sich auf eigene Füße zu stellen, ist schon seit der Rundreise 1911 in Marias Kopf. Aber sie geht das Thema nicht weiter an. In ihrem Innersten gibt sie die Hoffnung auf diesen einen Mann, der für sie bestimmt ist, nicht auf. Sie wartet auf jemanden, der sich nicht vergnügen will, sondern eine ernsthafte Aufgabe im Leben sucht. So wie sie auch.

Am Ende des Jahres 1913 ist es endlich so weit. Hugo betritt das Haus des Vicelin-Pastors in Neumünster. Fast drei Jahre zuvor hatte Maria ihrer Mutter, die mit dem siebten Sinn ausgestattet ist und darum »kechtsehen« kann, von ihrer Reise geschrieben: *Ich weiß, daß Du*

kechtsahst, daß ich nie mit ganzem Herzen bei Euch war; ich werde aber nirgends ganz sein. Ich habe eine so große Unruhe in mir, die sich nicht legen wird – solange ich ihn nicht gefunden habe! Diesen Nachsatz hatte Maria in ihrem Brief vom 9. September 1911 ausgespart.

Nun ist der Richtige da. Zweifel an ihrer Wahl werden Hugo und Maria niemals haben. Das sehnsüchtige Warten aber wird zum Leitmotiv ihres Lebens werden.

Doch erst einmal gehen nun die Briefe zwischen Wittenberg und Neumünster hin und her. Sie sind leider nicht überliefert. Aber im Nachlass fand sich ein Text, den Hugo Linck als alter Mann verfasste. Er ist eine Liebeserklärung an seine Frau, verpackt in eine weitere Zärtlichkeitsadresse an seine ostpreußische Sprache. Als Hugo 80-jährig diesen Text schreibt, ist das Ostpreußische schon eine Sprache ohne Land, und Hugo weiß, sie wird verschwinden.

Vom ostpreussischen Gemüt – »Mein Duchen«

Wer nicht Ostpreusse ist oder wenigstens ein paar Jahre dort gelebt hat, weiss nicht, was er mit diesen beiden Worten anfangen soll. Für diese soll eine Erklärung gegeben werden. Es ist ostpreussische Eigenart, die Verkleinerungssilbe »chen« an alle möglichen, fast möchte man auch sagen unmöglichen Worte anzuhängen. Nicht nur die Vornamen werden mit einem »chen« versehen, nicht nur die Spielgefährten der Kinder, die Haustiere, bekommen ein »chen«, sondern auch vieles andere, wofür folgendes Erlebnis kennzeichnend sein mag:

Wir waren jung verheiratet, besuchten Verwandtschaft und gingen in dem schönen Oberland von Silberbach aus einen Landweg entlang, wobei wir einen Bauern einholten, der eine Kuh an einer Leine führte. Ich grüßte den Bauern, und meine Frau tat ein Übriges und redete ihn in ihrer holsteinischen Sprachweise an: »Führen Sie Ihre Kuh s-pazieren?« Worauf der Bauer mit freundlichem Gesicht fragte: »Was-chen?« Also, das »chen« spielt eine grosse Rolle. Und was mit dieser Silbe »chen« ausgezeichnet wird, das wird irgendwie mit Freundlichkeit bedacht, mit Liebe angenommen, ins Herz geschlossen.

Und so geschieht es also auch dem Worte »du«. Das kann ja sehr verschiedenen Klang haben, je nachdem, wie es ausgesprochen wird: freundlich oder drohend, abwehrend oder verbindlich. Wird aber das »chen« angehängt, dann ist gleichsam dem so Angeredeten das eigene Herz aufgeschlossen oder gar ge-

schenkt. Alles Gütige, jede Dankbarkeit, Freundschaft und Liebe liegt dann in diesem »chen« und hängt sich an das »du«, den andern.

Zu solchem »Duchen« kommt das »mein«.

Geht man mit dem grammatikalischen Zollstock an diese Wortverbindung heran, so mag man wohl die Achseln zucken. Grammatisch angesehen ist es nur die schier unmögliche Zusammenstellung des besitzanzeigenden Fürworts der ersten Person mit dem persönlichen Fürwort der zweiten Person. Wer aber mit fein empfindendem Ohr und mit fühlendem Herzen diese beiden Worte hört, der weiss von ihrem heimlichen Sinn, von ihrem tiefen Glück, von der frohen Bejahung des anderen und seiner Verbindung mit dem eigenen Herzen.

Lässt sich die Innigkeit zweier, die ganz zusammengehören, kürzer ausdrücken als mit diesen beiden Worten?

Rüstzeit 1914–1918

Im Juli 1914 gehen Maria und Hugo auf Verlobungsreise nach Berchtesgaden – ein Geschenk von Käthe Linck. Hugos Schwester Mia wird als Anstandsdame mitgeschickt. Anschließend stellt Hugo seine Braut der Königsberger Familie und dem Vater vor, was zu dem bereits erwähnten Eklat führt. Danach fährt Maria zurück nach Neumünster.

Und Hugo? In seinem für die Bewerbung in Hamburg 1948 verfassten Lebenslauf schreibt er:

Am 2. August 1914 trat ich als Kriegsfreiwilliger ins Infanterieregiment Nr. 43 in Königsberg ein. Am 15. Mai 1915 wurde ich Leutnant der Reserve. Am 2. Juli 1915 geriet ich in russische Kriegsgefangenschaft. Im Kriegsgefangenenlager Krasnojarsk (am Jenissei) übernahm ich den Dienst der Kirche. Ich hielt Gottesdienst im Mannschafts- wie Offizierslager und bei den verschleppten Ostpreussen, erteilte deren Kindern Konfirmandenunterricht, übte Lazarattseelsorge und hielt Vorträge vor katholischen österreichischen Offizieren über die evangelische Kirche. Durch Vermittlung des Roten Kreuzes erfolgte von der Heimat her meine Ernennung zum Feldprediger.

Das ist Hugo Lincks Zusammenfassung der Jahre, die eigentlich seine Verlobungszeit hätten sein sollen. Es sind dem Krieg geschenkte Jahre, er gibt sie ganz selbstverständlich her. Dass er als Freiwilliger in den Krieg zieht, ist für ihn und Millionen anderer junger Männer 1914



Hochzeitsfoto des jungen Ehepaares, Juli 1918. Hugo verzichtet auf die Zurschaustellung des Eisernen Kreuzes 2. Klasse am Bande, das ihm nach der Rückkehr aus Sibirien verliehen worden ist.

keine Frage. Auch keine religiöse. Zwar sagt das fünfte Gebot: *Du sollst nicht töten*. Aber das Neue Testament sagt auch: *Gib dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist*. (Matthäus 22,21) Dass »Kaiser und Vaterland« zu Recht nicht nur Steuern, sondern auch Kriegsdienst fordern konnten, ist ein Gedanke, der für Lutheraner durch das Augsburger Bekenntnis aus dem Jahr 1530 sogar Teil der Glaubensüberzeugung ist. Denn Melanchthons 16. Glaubenssatz besagt, *dass alle Obrigkeit in der Welt und geordnetes Regiment und Gesetze gute Ordnung sind, die von Gott geschaffen und eingesetzt sind, und dass Christen ohne Sünde mit dem Schwert bestrafen, rechtmäßig Kriege führen können*.

Im Kaiserreich gilt zudem die »Einheit von Thron und Altar«. Pfarrer sind Staatsbeamte. Kaiser Wilhelm II. ist als preußischer König auch oberster Bischof seiner evangelischen Untertanen. Die Porträts der geadelten »Staatsdiener«, die den kleinen Hugo in der Königsberger Schlosskirche faszinieren, machen diese Einheit sinnbildlich. Später be-

geistert ihn dort der Militärpfarrer Goltz, der ihn auch konfirmiert. Im Wintersemester 1910/11 hatte Hugo außerdem das »Einjährig-Freiwillige« absolviert, das den Vater teuer zu stehen kam. 2 000 Mark kostete so ein einjährig-freiwilliges Dienstjahr, in dem man für Ausrüstung und Unterhalt selbst aufkommen musste. Das Einjährig-Freiwillige war die einzige Möglichkeit für Bürgerliche, in den angesehenen Offiziersstand aufzusteigen, der sonst nur Adligen zugänglich war. Wer den Dienst ableistete, wollte Offizier werden. Aber ohne Kriegsdienst gab es keinen Aufstieg in den Offiziersstand. Die Beförderung zum »Leutnant der Reserve« ist Hugo Linck noch vierzig Jahre später so wichtig, dass er sie in seinem Lebenslauf festhält.

Zweifel an seiner Entscheidung hat Hugo nie geäußert, sie ist ihm Pflicht. Von Kriegsbegeisterung ist bei ihm aber ebenfalls nichts zu hören. Hugo weiß, dass die Vaterlandsverteidigung für ihn auch den Tod bedeuten kann. Ernst und realistisch zieht er in den Krieg – und hat die Bibel im Waffenrock.

Verlobungszeit im Krieg

Seit dem 1. August 1914 befindet sich Deutschland im Kriegszustand und Hugo bei seinem Regiment in Königsberg. Maria muss ihn noch einmal sehen! Sie fährt erneut nach Ostpreußen. Ihren Cousinen schreibt sie:

Meine liebe Leni u. Mieke,

Ja, wie ist alles ganz anders gekommen, als wir, mein Junge und ich, uns gedacht haben. Um ihn noch einmal zu sehen u. ein wenig mit ihm zusammen zu sein, fuhr ich am 14. Aug. nach Königsberg u. blieb dort z. 27. Die Lage war dort sehr ernst u. ich habe viel Elend gesehen. Die Reise war mühsam (50 Std.), aber ich bereue nie, daß ich hingefahren bin. Wo er jetzt steckt, weiß ich nicht, jedenfalls nicht mehr in Königsberg. Wie schrecklich diese Ungewißheit ist, hast Du ja schon lange erfahren, meine liebe Mieke. Hoffentlich hast Du jetzt Nachrichten und geht es Dir und Hansi gut. – Leider habe ich als Helferin noch gar keine Beschäftigung hier u. man möchte so gern helfen.

Viele herzl. Grüße Euch allen u. besonders von Eurer Mimi.

Marias zweite Reise nach Königsberg, so kurz nach der ersten, ist mutig. Denn Mimi reist gegen den Strom und darum mitten hinein ins Chaos. Hunderttausende von Ostpreußen verlassen gerade fluchtartig ihr Land, suchen Schutz in Berlin oder sonst wo im Reich. Im ostpreußischen Grenzgebiet wird sogar die Räumung befohlen. Seit die Russen am 30. Juli 1914 die Mobilmachung verkündet haben, müssen die Ostpreußen damit rechnen, dass der Krieg auf ihrem Boden stattfinden wird. Kleinere Scharmützel an der Grenze zum zaristischen Kurland haben schon stattgefunden.

In Ostpreußen sammeln sich die Truppen, die das Land verteidigen sollen. Hugos 43. Infanterieregiment hat seinen Standort in Königsberg. Hugo ist schon kaserniert, hat aber noch Ausgang. So kann er am 8. August 1914 sein zweites theologisches Staatsexamen vor einem Prüfungsausschuss seiner Landeskirche ablegen, der Altpreußischen Union.

Am 15. August kommt Maria in Königsberg an. Das Paar lässt sich fotografieren, nicht aufwändig im Atelier, sondern daheim bei Käthe Linck. Ernst, aber gelassen blicken beide in die Kamera. Dann zieht Hugo in den Krieg.

Das I. Armeekorps, in dem Hugos 43. Infanterieregiment aufgeht, liefert sich sein erstes Gefecht mit russischen Verbänden am 17. August bei Stallupönen. Drei Tage später kämpft Hugo in der Schlacht bei Gumbinnen, die mit dem Rückzug der deutschen Truppenverbände endet. Die Russen bleiben vorerst auf ostpreußischem Boden. An die deutschen Bauern im Grenzgebiet ergeht der Befehl, Ernte und Vieh bis hinter die Weichsel zu bringen, damit sie den Russen nicht in die Hände fallen. Die Folge ist *ein endloser Strom von Flüchtlingen mit Wagen und Viehherden in Staub und Hitze, ein Zug von Hunderttausenden, wie ihn Europa seit Jahrhunderten kaum erlebt hatte.* (v.Batocki, Erlebnisbericht, S. 46)

Zu den Flüchtlingen gesellen sich bald auch die ersten Verwundetentransporte. Das Chaos auf den verstopften Straßen und Bahnhöfen ist der Grund, warum Maria noch bis zum 27. August in Königsberg bleibt. Die Rückreise verläuft chaotisch und dauert zwei volle Tage. Daheim in Neumünster heißt es für Maria, die im Lazarett noch nichts zu tun hat, nun: Warten. Warten auf Post von ihrem Verlobten, warten auf den täglichen Heeresbericht, immer in Sorge: Wie geht es Hugo?

Hugo Linck im Ersten Weltkrieg

Was Hugo Linck in diesen Jahren erlebt hat, wissen wir erst durch die Erinnerungstexte, die sich im Nachlass fanden. Hugo hat sie um das Jahr 1970 herum für ein Buchprojekt geschrieben, das aber nicht mehr realisiert wurde. Falls es frühere Entwürfe dazu gab, dann sind sie bei der Vernichtung der Stadt Königsberg durch die Fliegerangriffe Ende August 1944 mit dem Hausstand der Lincks verbrannt oder wanderten vor dem Abtransport im März 1948 in den Ofen.

Es war im Oktober 1914, also im Krieg, beginnt eine Erzählung mit dem Titel *Der Schneider von Sereje*. Sereje liegt heute in Litauen und heißt Seirijai. Hugo, so lesen wir, hat bei der Schlacht an den Masurischen Seen gekämpft und *den nach Ostpreussen eingedrungenen Feind geschlagen*. Nun ist er mit seinem Zug *in russisches Gebiet vorgestossen*. In dem Städtchen Sereje richten sich die Soldaten in einer russischen Kaserne notdürftig ein. Da bricht über Nacht der Winter herein. Obwohl es erst Anfang Oktober ist, ist der Teich vor der Kaserne zugefroren und das Eis trägt schon. Aber die Soldaten sind für den Winter nicht ausgerüstet.

»Verdammt kalt«, beginnt darum das Gespräch, das Hugos Hauptmann mit dem Gefreiten Linck auf der Kasernentreppe führt. Hat Hugo wenigstens eine Decke, um sich gegen die Kälte zu schützen? Als er verneint, knöpft der Hauptmann seinen Waffenrock auf und zeigt dem Gefreiten Linck die warme Flanelljacke, die er darunter trägt und die er sich eben beim Schneider des Örtchens hat nähen lassen. »*Genau solch eine lassen Sie sich machen, verstanden?*«, befiehlt der Hauptmann, und weil Hugo kein Geld hat, gibt er ihm auch noch die benötigten zehn Mark. *Ich klappte die Hacken zusammen, bedankte mich und ging.*

Der schwächliche Jude sass nach Schneiderart auf seinem Tisch und nähte. Meine Bestellung nahm er entgegen und begab sich gleich an die Arbeit, die auch in nicht allzu langer Zeit fertig war. Als er mir die Jacke aushändigte, nachdem sie anprobiert war, fragte er: »Was wird werden?« Was sagt man als junger Soldat, wenn man im Krieg von einem Angehörigen eines fremden Volkes so gefragt wird? Ich gab zur Antwort: »Wir werden die Russen schlagen, wie wir sie bisher geschlagen haben.« Er sah mich ernst und still an und sagte: »Gott schütze Sie!«

In den nächsten Wochen kämpft Hugo am Hancza-See und Ende Oktober 1914 dann um die »Höhe 196« bei Bakalarzewo. Das liegt bei

Suwalki, nahe der heutigen EU-Binnengrenze zwischen Polen und Litauen. Der Kampf um die Anhöhe ist zäh und fordert etliche Todesopfer.

Das ging wohl eine Woche hindurch, und jeden Tag sind sie gefallen: Mein Freund im Schützenloch rechts von mir, von einer Granate zerrissen. Eines anderen Tages wurde durchgesagt von Mann zu Mann: Graf Posadowski, der Kommandeur des Nachbarregiments, ist gefallen. Und als wir endlich die Höhe erstürmt hatten, da fiel unser Hauptmann, und in den Gesichtern der Männer seiner Kompanie standen Tränen. (...) Mit 250 Gewehren waren wir ins Gefecht gegangen. 73 Mann waren wir noch. Wieder musste ich an den Schneider von Sereje denken: »Gott schütze Sie!«

Von den eigenen Tränen um den Hauptmann, der dem Gefreiten Linck zu der warmen Jacke verholfen hat, spricht Hugo nicht. Ausgespart wird auch die Art der Verwundung, die er in einem Lazarett in Straubing askuriert. Er schreibt nur:

Nach dreitägiger Fahrt von der ostpreussischen Front bei Stallupönen kamen wir in Straubing im Kloster Azlburg an. Das Fronterlebnis lag hinter uns mit den schweren, ermüdenden Märschen, mit den blutigen, verlustreichen Kämpfen, mit dem unheimlichen Nebel und den dunklen Nächten, mit dem Dreck der Schützengräben und allerlei Entbehrungen. Und nun umgab uns die seltsame Welt des klösterlichen Krankenhauses. (...) In den ersten Tagen hatte ich nur geschlafen. Zu den Mahlzeiten wurde ich geweckt, und ebenso zu den Bädern, die langsam die Schützengräbenkruste entfernen sollten.

Als der Gefreite Linck wieder einigermaßen bei Kräften ist, erteilt der Lazarettarzt ihm den Auftrag, die Weihnachtsandacht für die evangelischen Verwundeten zu halten. Es ist seine erste Amtshandlung als inoffizieller »Feldprediger«, zu dem er ein Jahr später auch offiziell ernannt wird. Nach der Andacht besuchen die evangelischen ihre katholischen Kameraden in deren Christvesper mit lateinischer Liturgie. Hugo wird dabei bewusst, was ihm an Weihnachten das Wichtigste ist: *Alle Feierlichkeit des priesterlichen Gewandes, der Musik, der Beleuchtung kann nicht aufwiegen, was ein evangelischer Gottesdienst zu Weihnachten enthält: Die Verlesung des Evangeliums in der Muttersprache.*

Zu Beginn des neuen Jahres muss Hugo dann wieder in den Krieg. Irgendwann nimmt er an einem Offizierslehrgang in Döberitz teil und wird Vizefeldwebel. Damit ist er immer noch nur Offiziersanwärter.

Aber am 15. Mai 1915 wird Hugo zum Leutnant der Reserve ernannt und ist damit Offizier. Das Datum ist ihm wichtig, er nennt es in dem bereits zitierten Lebenslauf.

Sechs Wochen später, am 2. Juli, gerät Hugo in russische Kriegsgefangenschaft. Nach tagelangem Fußmarsch ist er über Wochen mit dem Zug unterwegs – Richtung Krasnojarsk, Sibirien.

Krasnojarsk und der Engel von Sibirien

In Neumünster beginnt für Maria eine qualvolle Zeit des Wartens, denn von Hugo hört sie erst einmal Monate lang nichts. Wie die Lage in den russischen Kriegsgefangenenlagern ist, weiß Maria zu diesem Zeitpunkt nur durch Elsa Brändström. Sie wird später »Engel von Sibirien« genannt werden, weil sie sich für das schwedische Rote Kreuz ganz unmittelbar, dann aber auch organisatorisch um die schwerverletzten Kriegsgefangenen in den russischen Lagern kümmert. Ihre Berichte werden über das deutsche Rote Kreuz verbreitet, das Spendengelder sammelt. Elsa Brändström berichtet von unvorstellbarem Leid: Tausende Typhustote, offene Massengräber, unversorgte Verwundete. Qualvoll Sterbende, die völlig allein gelassen sind und ihren Gott verfluchen. Die Berichte der ersten deutschen Geflüchteten bestätigen die »Dantesche Hölle«, wie ein Zeitungsbericht aus dem Jahr 1915 titelt.

Heute wissen wir, dass alles, was Elsa Brändström berichtet hat, der Wahrheit entspricht. Wir wissen inzwischen auch: Das größte Elend erleiden die Verwundeten und die einfachen Soldaten in den Mannschaftsbaracken und bei der Zwangsarbeit.

Hugo hat gleich in mehrfacher Hinsicht Glück. Als er Anfang Oktober 1915 in Krasnojarsk ankommt, ist die schwere Typhusepidemie abgeklungen. Die Russen halten sich auch im Wesentlichen an das Haager Abkommen aus dem Jahr 1907, das die Rechte der Kriegsgefangenen festschreibt. Offiziere genießen besondere Privilegien. Und Hugo ist jetzt Offizier. Er hat das Anrecht auf die Dienste eines »Burschen«. Viel wichtiger: Er ist von der Zwangsarbeit befreit. Nach dem täglichen Zählappell steht es ihm frei, sich Arbeit zu suchen, erzählt Hugo Linck in seinem Text *Weihnachten 1915*:

Als ich Anfang Oktober 1915 in Krasnojarsk ankam, gab es schon Frosttage. Das Lager lag 6 Werst von der etwa 80 000 Einwohner zählenden Stadt ent-

fernt in der Steppe. Die Stadt im Flusstal des mächtigen Jenissei (...) war vom Lager aus nicht zu sehen. Die Steppe lag vielleicht 80 Meter über dem Tal und fiel steil zum Flussbett ab.

Zusammen mit Hugo sind auch 800 zivilverschleppte Ostpreußen im Lager, darunter sogar Kinder. Die Journalistin Ulla Lachauer hat achtzig Jahre später zwei von ihnen für ihr Buch *Ostpreußische Lebensläufe* interviewt. Was die Schwestern Elisabeth und Gertrud Sczuka damals in ihrem Tagebuch festhielten, hat auch Hugo erlebt und gesehen: die Dampfwolken, die morgens von dem breiten Jenissei aufsteigen, weil der aus dem Süden kommende Fluss auf die Kälte Sibiriens trifft. Den Sommer am Fluss mit der üppigen Vegetation. Die Lagerkonzerte und Sportwettbewerbe, die die Offiziere organisieren.

Hugo ist noch mit dem Abzeichen eines Vizefeldwebels auf der Uniform in Gefangenschaft geraten, aber er wechselt vom Mannschaftsins Offizierslager. Mit sechs anderen Offizieren teilt er sich eine Stube. Die Pritsche besteht, wie im Mannschaftslager, aus nacktem Eisen, ein Holzklötzchen muss als Kopfkissen dienen. Ein stinkendes Ziegenfell wird seine Bettdecke. Hugo erwirbt das Fell von seinen ersten zwanzig Rubel, die eine deutsche Rotkreuzdelegation ihm Anfang November 1915 überreicht.

Die Offiziersstube grenzt unmittelbar an die Mannschaftsbaracke an, in der zunächst die ostpreußischen Zivilverschleppten untergebracht sind, bis sie umgesiedelt werden. Jetzt fehlen die vielen Menschen in der Stube, deren Körper den Raum wärmer werden ließen. Bei Temperaturen bis zu minus 52 Grad herrschen auch in der beheizten Offiziersstube nur Grade um die Null. Kondenswasser schlägt sich an den Deckenbalken nieder, die regelmäßig, auch nachts, abgewischt werden müssen, damit die eiskalten Tropfen nicht auf die Schlafenden fallen. Der Frost kriecht durch Mark und Bein, monatelang, und Erlösung davon gibt es nicht. Unter diesen Bedingungen nimmt Hugo seine Arbeit als Lagergeistlicher auf, lesen wir im Erinnerungstext *Ordination 1918*.

Dort war der Dienst eines Pfarrers dringend nötig, lebten doch in dem großen Lager 15 000 Kriegsgefangene, davon 1 500 Deutsche, ferner 800 verschleppte ostpreußische Zivilisten, auch wurde Krasnojarsk immer mehr Offizierslager, es stieg deren Zahl auf über 3 000, darunter 300 Deutsche. Unter ihnen war Pfarrer Weidel, der im Pfarramt vierzehn Dienstjahre hinter sich hatte, als er

als Offiziersvertreter in Gefangenschaft geriet. Bei der großen Zahl der Evangelischen brauchte er Hilfe, und so wurde ich II. Lagerpfarrer. Durch einen vom Roten Kreuz vermittelten Brief des stellvertretenden Generalkommandos wurde mir meine Ernennung zum überplanmäßigen Feldprediger mitgeteilt. Nur meine Ordination wurde von der Kirchenbehörde nicht genehmigt, wohl weil sie zu sehr den Stempel des Behelfsmäßigen hätte tragen müssen.

Hugo macht Lazarettbesuche und hält Gottesdienste in der »Kirchenbaracke« ab, predigt auch vor den Zivilverschleppten und gibt dort Konfirmandenunterricht. Er unterrichtet zudem einige katholische Offiziere, die zum evangelischen Glauben konvertieren wollen.

Kurz vor Weihnachten 1915 kommt ein Trupp Zwangsarbeiter an. Sie befinden sich im allererbärmlichsten Zustand, gesundheitlich wie die Ausstattung betreffend. Die Offiziere organisieren eine Spendensammlung und geben selber ab, was sie an Kleiderspenden gerade bekommen haben. Anfang November war eine Delegation des deutschen Roten Kreuzes nach Krasnojarsk gereist und Ende November die schwedische Rotkreuzdelegation unter Leitung von Elsa Brändström. Beide Delegationen hatten Geld und Spendenpakete mitgebracht und den Offizieren und Mannschaften damit ein vorgezogenes Weihnachtsfest beschert.

Hugo ist Elsa Brändström persönlich begegnet. Sie fordert ihn im Jahr 1916 auch als Lagerseelsorger nach Irkutsk an, wissen wir aus seinem Bericht *Ordination 1918*. Aber von Elsa Brändström will Hugo in seiner Erinnerung *Weihnachten 1915* nicht erzählen. Ihm ist wichtiger, von der Solidarität zu berichten, die zwischen den Offizieren und den Mannschaften herrschte. Er predigt an diesem Tag in einer Mannschaftsbaracke, einer Erdbaracke also.

Hinter der Tür geht es fünf oder sechs Stufen hinab und durch eine zweite Tür in den grossen, meist für 150 Menschen berechneten Raum. Die Fenster sind klein und liegen etwa in Augenhöhe. Holzwände stützen das Erdreich ab; Ständer und Balken tragen das Dach, auf dem die ausgehobene Erde gelagert ist. (...) In einer Ecke stand tatsächlich ein Weihnachtsbaum mit ein paar dürftigen Kerzen, und die Augen der 80 von Hunger und Kummer, von Kälte und Sehnsucht gezeichneten Gesichter richteten sich auf die Eintretenden und dann wieder auf den Christbaum. Die Gesichter dieser Kameraden vergesse ich nicht. Ich sehe sie noch heute in der Erinnerung. Auch dort wurde das

Dieses Foto aus dem Frühsommer 1915 ist für den Verlobten »im Felde« bestimmt. Maria weiß noch nicht, dass Hugo in jenen Wochen gerade in Kriegsgefangenschaft gerät.



Weihnachtsevangelium verlesen und die Weihnachtslieder gesungen, und ich hielt meine Ansprache. Es war wirklich eine verlorene Welt, und das Kommen Christi, des Heilandes, wurde verkündigt.

Bedrückt von diesem Weihnachten, in das er offenbar wenig Hoffnung bringen konnte, kehrt Hugo heim in seine eiskalte Offiziersstube. Da wartet eine Überraschung auf ihn: Post aus Neumünster. *Das waren die beiden ersten Postkarten, die ich in Krasnojarsk bekommen hatte. Sie stammten von meiner Braut.*

In Neumünster wartet Maria, die jetzt als Lazarethhelferin arbeitet, auf Post von ihrem Verlobten. Vier Karten im Monat darf er schicken, vier darf seine Familie ihm schreiben, und so ist Maria nur eine unter vielen. Man darf auch Pakete schicken, die dann geplündert nach Wochen ankommen. All diese Sendungen müssen durch das Nadelöhr der Zensur in Petersburg. Über das, was ihn wirklich bewegt, kann Hugo nicht berichten, da er befürchten muss, dass der Zensor dann die Karte zurückhält. Aber ein Bild von sich kann Maria schicken.

Ende 1917 ist das Leben der Kriegsgefangenen längst nicht mehr so drückend wie in den ersten Entbehrungsjahren und im Repressali-